Bilder aus dem Kaukasus

Von Dr. Herbert Stein.

Juli 1918. Ein Vortrag über Offensive auf Reims. Die Batterie steht am „Sargdeckel". Es wird feste munitioniert. Ewig stört der Summer am Bett den Schlaf. Zu guter Letzt weckt höchstselbst das Generalkommando den Batterieführer: „Sind Sie tropendienstfähig und bereit, nach dem Kaukasus zu gehen? Meldung binnen zwei Stunden!" Die Wahl fällt schnell: Nach vier Jahren muß der schon längst fällig gewesene Granatsplitter endlich richtig treffen, aber auch Fieber und Tatarendolche sind nicht ohne. Die Tscherkessenfürstin gibt den Ausschlag, und ich rüste mich zur Argonautenfahrt.

Budapest, Bukarest, Braila ziehen vorüber. Der Orient beginnt. Hitze, Faulheit, Schmutz, Stiefelputzer, Hunde und Bettler. In einsamer Fahrt ziehen unsere zwei Schiffler über das spiegelglatte, hellgrüne Meer. Delphine umspielen das Schiff. Ganz wie bei Baedeker. Morgens wagt man unter dem gönnerhaften Lächeln der Meerspringer einen stümperhaften Menschenkopfsprung ins Meer und plätschert mit den vom Schlaf auf den Kabinenbrettern noch etwas steifen Gliedern im leichten Wasser. Ein Schuß bricht das Idyll, und eine Blutspur zieht das Kielwasser entlang. In Jasons Zeiten galt noch der Götterbefehl; im Zeitalter des Militarismus belehrt erst ein Schüssbefehl den Kunstschützen, daß auch im Kriege nicht jeder Totschlag der Obrigkeit wohlgefällt.

Kap Zalta taucht auf. Jäh stürzen die roten Felsberge der Krimküste ins Meer. Blendend weiß flimmern die Villen gegen den dunkelblauen Abendhimmel. Im Zickzackkurs steuern wir durch die Minenfelder Sebastopol an. Auf der Reede liegt abgetakelt und verwahrlost die „Wolga", einst der „Göben" gefährlichster Gegner. Unter uns sind die russischen Marineoffiziere begraben, die einen Taucher das Grauen lehrten. Oberhalb der Stadt der Malakow-Hügel — der Donaumont des Krimkrieges. Sachverständig betrachten wir die alten Donnerbüchsen am Strande und sprechen von den glücklichen Zeiten, als der Krieg noch mit der Erinnerung eines Hügels zu Ende war.

Nach vier Tagen Fahrt betreten wir in Poti georgisches Land; fieberschwanger drückt die Luft auf die sumpfige Niederung. Am Strande badet es sich prächtig in herrlichem Wellenschlag. Im Hintergrunde wachsen drohend die himmelhohen zackigen, von frischem Neuschnee bedeckten Berge des Kaukasus empor. Beim Gange durch die Stadt werden Weintrauben, Melonen und Pfirsiche von Kanonierfaustgröße feilgeboten; in der Dorfschenke gibt es roten Kachetinerwein; dunkle Augen blitzen den Fremdling an. So mag das Paradies gewesen sein. Die Früchte der Erkenntnis reifen schnell. In der Schenke sitzen die Revolver lose, und unweit vom Strande liegen in dürftigen Zelten vor den Türken geflüchtete Armenier-Familien und sterben im Paradiese an Fieber und Hungertyphus.

Durch das alte Kolchis im Tale des Rion fährt langsam auf eingeleisiger Strecke der Transportzug. Blinde Passagiere, die wie die Raben oder alte Kavalleristen klauen, auf den Dächern und Trittbrettern. Erst noch tropische Vegetation und hohe wogende Maisfelder. Dann entwickeln sich Schwarzwaldlandschaften mit lieblichen Seitentälern und kleinen Dörfern. Borjum, das kaukasische Baden-Baden, liegt abseits. Durch prachtvolle Buchen- und Tannenwälder klettert keuchend der Zug zur Wasserscheide zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer empor. Der Film wechselt: Persien tut sich vor den erstaunten Augen auf. Lange braune Hügelreihen, ausgetrocknete Flüsse, verdorrte Steppen, an grünen Stellen Viehherden; vereinzelt Häuser mit flachen Dächern. Nach vierzigstündiger Fahrt laufen wir in Tiflis, einer Stadt von 100,000 Einwohnern, ein.

Der erste Eindruck ist der einer Residenz Harun Al Raschids. Kahle, steile Berge schießen die orientalisch weit gebaute Stadt ein, die sich auf beiden Ufern der tief in die Felsen gewühlten Kura entlangzieht. Sie ist Sitz der Regierung der Republik Georgien, die nach der russischen Revolution gleichzeitig mit den Republiken Armenien und Aserbeidschan entstanden war.

Die georgische Regierung war gemäßigt sozialistisch (Menschewiki) und streng national georgisch. Die Minister, die sich aus den Trägern der Revolution, Kleinbürgern, Lehrern und Handwerkern zusammensetzten, gaben sich redliche Mühe, die durch Entlassung aller russischen Beamten in Stillstand geratene Staatsmaschine wieder in Gang zu bringen. Die Sozialisierung war mit der Landbereimung zu Ende, die die alten georgischen Fürstengeschlechter ihrer großen Güter enteignete. Die weitere Sozialisierung kam nicht über Erwägungen hinaus, weil nichts zu sozialisieren da war, blieb aber ein beliebtes Thema der Zeitungsartikel und Diskussionen auf den staatlichen Bureaus, die wie Pilze aus dem Boden schossen. Selten habe ich solch eine Unmenge von zigarettenrauchenden Nichtstuern und Nichtstuerinnen gesehen, wie auf einem georgischen Staatsbureau. Den meist armenischen Kapitalisten — bei dem starken nationalen Gegensatz also auch eine national verdienstliche Handlung — sind man mit dem revolutionären Rüstzeug, wie Beschlagnahme, Zwangsemanzipierung, Sperrung der Bankguthaben und Auszahlung von höchstens 500 Rubeln wöchentlich zu Leibe. Auch sonst suchte die Regierung die kranke Zeit durch tägliche „starke Dosen von Verordnungen zu heilen. Ihren Wert konnte ich mangels russischer Kenntnisse nicht beurteilen. Sachkenner versicherten mir, es gäbe Dumme, die sie machten, und Dümme, die sie hielten. Im großen und ganzen war der Stand der Schieber und Schleichhändler das Rückgrat der Volkswirtschaft. Der ewigen Pleite half man mit Hilfe einer fieberhaften Tätigkeit der Banknotenpresse ab. Uneigennützig unterstützte dabei eine Reihe privater Unternehmungen die junge Republik.

Die Autorität der Regierung war außerhalb der Bannmeile von Tiflis gering. Sie selbst war stark abhängig von der Roten Garde, die sich als Schutztruppe der Revolution aufspielte. Die Rot-Gardisten kündigten der Regierung öfters ihr Vertrauen und demonstrierten, worauf man, wie heute üblich, ihre Forderungen bewilligte. Ihr militärischer Wert war gleich Null. Die verschiedenen Versuche, sie außerhalb Tiflis zu verwenden, scheiterten an ihrer Erklärung, daß damit die Republik, die sie mit ihrer Eigenen Existenz identifizierten, in Gefahr geriete. Die militärische Lage des jungen Staates war ziemlich verzweifelt. Im Norden stand die Freiwilligen Armee Denikins, die nach allen Nachrichten einen ausgezeichneten Eindruck machte; sie hatte noch stramme Disziplin, und hielt auch leidliche Ordnung in den von ihr beherrschten Gebieten aufrecht. Zu größeren Unternehmungen fehlte ihr wohl nur die Munition. Bolschewistische Banden drohten von Wladikawkas her und im Küstengebiet. Alle diese Truppen waren zwar dem Namen nach neutral, ergriffen aber gerne jede Gelegenheit, sich in die inneren Verhältnisse einzumischen, was ja weiter nicht schwer war, da alle Tage irgend ein Angehöriger dieser Staaten totgeschlagen wurde. Die Regierung sah bald ein, daß nur eine reguläre Armee ihr helfen könne. Die Rekruten ließen aber meist nach Empfang des Handgeldes weg und verkauften ihre mehrere tausend Rubel werte Ausrüstung. Geschäftstüchtigen Leuten soll das bis zu siebenmal gelungen sein. Immerhin ließen sich einzelne Truppenteile der Armee bei gutem Wetter bewegen, an die Front abzumarschieren, machten aber nicht mehr mit, wenn geschossen wurde, und zogen dann ruhmgekrönt in Tiflis ein. Die Rettung für den Staat war es jedesmal, daß beim Gegner die Zustände nicht viel besser waren und er sich auch meistens nach seinem Siege wieder in seine Quartiere zurückzog. So hatten eines Tages die Tataren etwa 500 bis 800 Mann stark unweit Tiflis eine ganze georgische Division unter Erbeutung von Maschinengewehren in die Flucht geschlagen. Am folgenden Tage zog eine einzige deutsche Jägerkompagnie mit zwei Geschützen unter dem nötigen Tam-Tam aus Tiflis in die bedrohte Gegend aus, kam, sah und siegte. König im Kaukasus war, wer eine einzige Kompagnie von Soldaten hatte, die sich nicht nur zum Rauben und Plündern zusammenfanden, sondern sich auch in dem Glauben an ihr Volk totschießen ließen.

Wir standen auf verlorenem Posten. Nachrichten aus Deutschland kamen nur spärlich. Die russischen Zeitungen und die Gerüchte berichteten immer noch ungünstiger, als es schon in Wahrheit war. Trübe Ahnungen befielen einen, wenn man an die Lage in der Heimat dachte, doch das Leben in Tiflis selbst war dazu angetan, das alles vergessen zu lassen. Lesen Sie Bodenstedts Lieder des Mirza Schaffi, dann steigt vor Ihnen das Bild einer farbenreichen Zauberstadt auf, für die die Sprache der Juristen zu nüchtern ist.

Zuerst fällt das lebhafte und malerische Straßenleben in die Augen. Georgier und Berg-Tscherkessen in schwarzer und bunter Tscherkeßka bis an die Zähne bewaffnet, die Vornehmen mit elfenbeinernem oder goldenem Wehrgehänge und ebensolchen Patronen als Brustschmuck, armenische Kaufleute, russische Offiziere in abgetragener Uniform, tatarische Lastträger und Landleute mit der Lammfellmütze, Perser mit rot gefärbte Haar und roten Fingernägeln, Türken, Oesterreicher und Deutsche drängten sich auf dem Golowinski, der europäisch gebauten Hauptstraße mit dem Theater, dem ersten nach Petersburg, dem Palais Nikolai Nikolajewitschs und dem prachtvollen russischen Kuppeldom. Noch lauter, bewegter und schmutziger ist das Treiben in den engen Straßen des Basarviertels und der gursinischen Quartiere. Tiflis ist der Hauptaustauschplatz für die Erzeugnisse des Westens und die Handelsware des Ostens. Teppiche, Schmuck, Waffen, Pelze, Felle. In dem Halbdunkel des Basars bei einem alten würdigen Perser vergeht ein ganzer Morgen beim Teppichhandel. Vergnügt ziehe ich endlich mit meinen Schätzen ab, die heute das Heim eines Spartakisten in Berlin schmücken. Gelegentlich sieht man fünf oder sechs Mann der rote Garde, die nach Revolutions-Exerzier-Reglement mit Karabiner nach anten einen Zivilisten zur nächsten Wache transportieren, ohne daß es ihnen gelingt, das Schiebertum auszurotten. Dann wieder versperrt ein Leichenzug den Weg; im offenen Sarge, mit großem Gepränge, Musik und Gesang wird ein Opfer der Grippe, die auch dort wütet, vorbeigetragen. Schießereien gehören zur Tages- und Nachtordnung. Ich sah, wie ein georgamischer Offizier in Begleitung einer Dame, die von einem Herrn belästigt wurde, mit diesem in Wortwechsel geriet und ihn auf der Straße erschoß. Ruhig und wie etwas Alltägliches betrachteten die Leute den Toten. Damals wurden mir auch zum ersten Male Revolutionspreise bekannt. Ein Pfund Brot 5 bis 6 Rubel, Zucker 20 bis 25 Rubel, Obst 3 bis 6 Rubel, Schuhe 500 bis 600 Rubel. Kleiderstoffe unerschwinglich, dagegen Fleisch verhältnismäßig billig. Eine Fahrt auf der elektrischen Straßenbahn ein Rubel, eine Droschke 30 Rubel! dafür fährt einen allerdings ein ehemaliger russischer Offizier. Eine ganz einfach lebende kinderlose Arztfamilie verbrauchte etwa 20,000 bis 25,000 Rubel im Jahr.

Tropische Sonnenhitze. Das Geschäftsleben stockt um 3 Uhr. Dann wird die Hauptmahlzeit eingenommen. Nur die deutsche Delegation arbeitet im alten Zopfe weiter von neun bis halb eins und von drei bis sechs. Abends erwacht dann wieder die Stadt. In den Gärten des georgischen, russischen und armenischen Klubs wandelt eine lustige Menge. Bevorzugt war das Cafe de l'Opéra. An blendend weiß gedeckten Tischen saß eine elegante internationale Welt. Dem dunklen Mayne in der schwarzen Tscherkeßka konnte man morgen auf der gursinischen Heerstraße begegnen, wo er einen höflich, aber dringend um die Abgabe von Wertsachen ersuchte. Der dicke Armenier mit den Brillantringen und der schönen jungen Frau wurde vielleicht morgen von der roten Garde geholt und das schmalschnittige Gesicht am anderen Tische war sicher ein Engländer, der sich von Wladikawkas herüberwagte. Junge Damen bedienten, Töchter russischer Beamten oder georgischer Fürsten, die ihre Güter verloren hatten. Eine ausgezeichnete Kapelle spielte Chopin und Wagner. Cellist war ein Ingenieur aus Petersburg, der in Karlsruhe studiert hatte. Am anderen Tage tanzt ein Ballet auf freier Bühne russische Balletkunst. Palmen im Hintergrund, von elektrischem Licht überflutet, und über allen ein sternklarer südlicher Himmel, schufen eine Stimmung, die auch ohne Sekt und Wein ins Blut ging.

Eines Abends, als es um zwölf noch zu früh zum Schlafen war, fuhren wir mit ein paar georgischen Fürsten in die Berge hinaus. In einer Weinlaube bei Bowle und allerlei Leckerbissen der georgischen Küche ging es weiter, bis der Tag graute. Eine georgische Kapelle mit ihren einfachen uralten Hirteninstrumenten spielte georgische Nationallieder. Schwermütig klangen die einsamen orientalischen Weisen und verrieten die Sehnsucht eines Volkes, das jahrhundertelang unterdrückt den Glauben und die Hoffnung auf Erlösung nicht verliert. Dann tanzte ein Fürst mit einer Georgierin den georgischen Nationaltanz, die Lesginka. Das war kein müdes Fortrott-Gehickel, das war Temperament und Leidenschaft von einer Wildheit, verbunden mit einem Feingefühl in der Werbung um die Frau, wie sie nur in einem Volksleben möglich sind, das trotz seiner uralten Kultur noch jung genug ist, um an seine Zukunft zu glauben.

Ich vermute, auch die Tscherkessenfürstin interessiert Sie. Mara war groß, schlank, mit schönen braunen Augen, ganz der Typ einer Georgierin. Wir vertrugen uns gut, nur über die Haartracht, ihre Titusfrisur, die sich vom Scheitel ab nach der dortigen Mode verkürzte, konnten wir uns nicht verständigen. Wir schlenderten durch die Bazare, besorgten zusammen Einkäufe, gingen in den Botanischen Garten und zur Davids-Kapelle über der Stadt. Mara war geschäftsgewandt, hatte gute Beziehungen zu den Ministerien — ihr Vater war georgischer General —, verdiente des öfteren 10,000 Rubel an Zucker oder Benzin und sah dann verächtlich auf den deutschen Leutnant, der damals noch glaubte, ein Amt sei mit Geschäften unvereinbar. Ihr Mann war russischer Oberstleutnant, aber von den Georgiern entlassen und hatte sich dem einträglicheren Gewerbe des Schusters zugewandt. Er war still und verschlossen, mit den herrschenden Zuständen natürlich unzufrieden und nicht zu bewegen, abends auszugehen. Mara verstand das nicht und so mußte sie mich als Begleiter ins Theater oder in den Klub mitnehmen. Und als ich schied, waren wir gute Freunde geworden.

Das gesellschaftliche und politische Leben in Tiflis wird beherrscht von dem Gegensatz zwischen Georgiern und Armeniern, beides Völker mit ausgeprägter Eigenart in Kultur und Sprache. Die Georgier waren mir sympathischer, schon rein äußerlich gefielen sie besser. Große kräftige Gestalten mit energischen Gesichtszügen, dunklen Augen und schwarzem Haar. Besonders unter den Männern traf man auffallend schöne Erscheinungen, während bei den Frauen für unseren Geschmack oft zu starke Fesseln störten. Sie hatten die Tugenden und Untugenden eines alten Kriegervolkes, waren offenherzig, gastfrei, tapfer und zuverlässig, aber oft etwas leichtlebig und wenig arbeitsam. Die Armenier dagegen sind mehr Handelsvolk, und ihrem Aussehen nach semitischer Abstammung, wenn sie es auch selbst bestreiten. Sie sind weniger kräftig, dabei plumper. Intelligent, fleißig, sparsam und zähe, haben sie das Geschäftsleben von Tiflis fast ganz in ihre Hand gebracht und die Georgier zurückgedrängt. In ihrer Sympathie neigen sie mehr zur Entente, wenn auch ein Teil der Intelligenz seine Ausbildung Deutschland verdankt und unsere Vorzüge anerkennt. Die Sympathie der Entente für die Armenier wird verständlich, wenn man weiß, daß das Kapital in ihren Händen steckt und sie vor allem in Baku geschäftlich interessiert sind. Im armenischen Staat hatte denn auch die sozialistische Partei im Gegensatz zu den Georgiern geringen Einfluß. Wenn die Entente sich jetzt mehr auf die Armenier zu stützen scheint, so wird es bald wieder zu neuen nationalen Kämpfen kommen, denn die Georgier werden nicht ohne weiteres sich den Armeniern unterordnen und Tiflis aufgeben wollen.

Alle meine Eindrücke verblassen aber gegen eine Fahrt auf der grusinischen Heerstraße. An Mzchet, der alten georgischen Hauptstadt vorbei, ihr zur Rechten ein hoher Berg, aus dessen Spitze ein Schloß der Königin Tamara wie von Giganten gebaut hervorwächst, geht es in die Berge des Kaukasus hinein. Erst erschließen sich noch friedliche Täler mit Dörfern, dann wird die Natur immer einsamer und wilder. Tief eingerissene Täler, zerklüftete kahle Berge, von denen tosendes Wasser springt, fliegen an uns vorbei. Hoch oben an den Bergen sind wie Schwalbennester die Hütter der Bergstämme geklebt, die sich in ihrer primitiven Bauart seit der Römerzeit nicht verändert haben. Aus schwindelnder Höhe sehen wir auf die Paßstraße hinunter, die sich fast senkrecht emporwindet. So unberührt und wildromantisch sind die Alpen nicht. Als Krönung entschleiert sich auf der Paßhöhe die Schneepyramide des Kasbek, der fünftausend Meter hoch drohend über dem ganzen Gebirgsmassiv aufragt. Als ich ihn nachts vom Monde übergossen mit seiner ganzen Wucht und Größe auftauchen sah, verstand ich, daß die Sage den Prometheus an ihn geschmiedet hat. Als Sentimentaler Deutscher dachte ich: das wäre die Hochzeitsreise mit einer kleinen deutschen Frau, und wußte nicht, daß man jetzt nach zehn weiteren Jahren Staatsdienst erst reif zur Anstellung und Heirat wird. „Wo", der Rückreise will ich lieber schweigen. Der kleine Finger und ein Stück der Nase liegen bei Mzchet. Im Fieber fuhr ich übers Schwarze Meer mit Matrosen, die die Werft Sebastopols verrubelt, durch Rußland. Als ich dann die neuen Propheten vom heiligen Geist der Revolution, von Gerechtigkeit zu Völkerbund und dem sozialisierten Himmelreich auf Erden sinnen hörte, da glaubte ich, ich sei nicht mehr von dieser Welt. Aber ich will nicht spotten und mich einer Sünde gegen den heiligen Geist schuldig machen, den das neue Deutschland verehrt.

— Indirekte Kur. Arzt: „Na, Sie sind ja, scheint's, wieder ganz wohl? Haben Sie meine Pillen alle Tage genommen?"

Bauer: „Ja, g'nommen hab' i' j' schon — aber wissen S', Herr Doktor, dös war a so: Mei' schwarzer Henn' is ma über d' Schachtle komma und hat die Pill'n g'fresen! Nacha has' j' d' Henn' g' schlacht' und gessen — und so bin i wieder g'sund 'worn!"

Bös!

Mutter: Kinder, nehmt euch heut' vorm Vater 'in acht, — dem hat der Doktor 's Biertrinken verboten!

— Zur Kurzeit. Arzt: „An die Riviera wollen gnädige Frau? Das geht nicht, Ihr Zustand erlaubt dies nicht."

Dame: „So? Bin ich vielleicht gar krank, Herr Doktor?"

Nur Menschen.

Novellette von A. Hottner-Grefe.

Als Doktor Wilhelm Herbert das letzte Stück seines Privatbesitzes in einen der großen Reisekörbe legte, welche in seinem Zimmer umherstanden, und er nun auch den Deckel dieses Korbes abschloß, schrak er bei dem kreischenden Laut, den der kleine Schlüssel von sich gab, zusammen. Er fuhr aus seiner gebückten Stellung empor und sah um sich mit einem seltsam verwirrten Ausdruck in seinem unregelmäßigen, intelligenten Gesicht. Gerade ihm gegenüber hing ein Spiegel, der getreulich sein Bild zurückwarf: Das blasse Antlitz, aus dem die lichten Augen mit einer sonderbaren Glut brannten; die schmale, ein wenig vornübergeneigte Gestalt; das schon stark ergraute, dichte Haar...

„Sieht man so aus, wenn man schon fast am Glücksziel ist?" dachte der Mann, und der Ausdruck seines Gesichtes wurde beinahe spöttisch, es war, als lächle er über sich selbst. Aber das schwand gleich wieder, um einer ungeheuren Abspannung Platz zu machen. Etwas Unsicheres war in allen seinen Bewegungen, als er nun zu dem einzigen, noch freien Eckplatz schritt und sich müde niedersetzte. „Ja, ja! Das kam von der völlig ungewohnten Arbeit, die er nun seit Tagen verrichtete. Und dabei hatte er kein anständiges Essen, keine tüchtige Hilfe, niemanden, mit dem er hätte sprechen können.

Seit fünfzehn Jahren hatte Marie ihm alle Sorgen abgenommen. Sie hatte alles geleitet, alles eingeteilt, und er hatte eigentlich nie etwas gespürt von derartigen häuslichen Veränderungen. Marie hatte stets für Ruhe gesorgt, für Ordnung. Er hatte seine wissenschaftliche Arbeit in seinem Laboratorium. Sie führte das Haus. Und er hatte kaum eine Ahnung gehabt, was das eigentlich heißt mit einem immerhin recht beschränkten Gehalteneinkommen ein Haus zu halten.

Nun aber war Marie doch fort. War vor acht Tagen still und ruhig, wie das schon so ihre Art war, weggegangen, nicht nur aus diesen Räumen und diesem Hause, sondern aus seinem Leben. Nur ein paar Abschiedszeilen hatte sie für ihn zurückgelassen.

„Nachdem Du selbst es willst, daß sich unsere Wege trennen, gehe ich. Herzlich danke ich Dir für alles, was Du mir bieten konntest und gegeben hast. Ich wünsche Dir sehr, daß Du an der Seite der anderen Frau Dich glücklicher fühlst, als neben mir. Ich war wohl allzu viel Kamerad; hatte zu viel Mütterliches und zu wenig von jenem berauschenden Weibtum, welches am Ende doch für den Mann der Inbegriff des Glücks ist. Hätten wir Kinder gehabt, so wäre vielleicht manches anders gekommen. Aber wir mußten unsere beiden kleinen Lieblinge wieder hergeben und sind nun einsam geworden.

Denn, sieht Du, Wilhelm: Auch ich war unendlich einsam, und Du hast dies nie geahnt. Denn, wie Du Dir eine andere Gefährtin erträumtest, so war oft in mir eine große Sehnsucht nach einer starken Hand, nach Tatkraft, nach Umsorgtwerden.

Vielleicht wäre ich ganz anders geworden, wenn —

Aber wir wollen nicht darüber rechten. Marianne ist ja zu allem mein Gegenspiel, und vielleicht hatte ich sie gerade darum nicht so lieb. Sie, die junge, schöne Künstlerin, hat mich ja doch auch oft gebraucht.

Daß Du berauscht wurdest von ihrer blühenden Schönheit, von ihrem Talent, das so wenig echte Anerkennung brachte; von dem Reiz ihres ganzen Wesens — mich wundert es jetzt nicht mehr, da ich, ruhiger geworden, unter Leben durchdenke. Auch daß Du sie unendlich anzogst durch Deine Kunstbegeisterung, durch die ganze Geistigkeit Deines Wesens begreife ich völlig.

Vielleicht hätten andere gekämpft und verzichtet.

Ihr sagt, daß Ihr dies nicht könnt. Daß die ungeheure Leidenschaft, die, so sah ich aufflammend, Euch nun bindet, stärker sei als Ihr selbst.

Nun, dann bleibt eben nur eins: daß ich zurücktrete und den Raum freigebe.

Und so: Lebe wohl im besten Wortsinn!"

Wilhelm Herbert kannte den Brief längst auswendig so oft hatte er ihn schon gelesen. Er verstand es auch, was zwischen den Zeilen stand. Er kannte ja die Seele dieser eigentümlichen verschlossenen, sehr keuschen Frauennatur genau, er wußte, daß sie auch zu lieben verstanden hätte, nach dem tiefsten Sinn. Aber er war nicht der Mann gewesen, das, was in ihr schlummerte, zu wecken. Vielleicht, ja sogar gewiß, hatte auch sie bitter entbehrt, hatte oft gedarbt und er hatte ihr nichts geben können.

Da war sie zu einer Fanatikerin der Pflicht, der Arbeit geworden. Zu einer jener Frauen, welche eigentlich gar nicht um ihrer selbst willen zu leben scheinen, die nur als Stützpunkte dienen für andere. Er und Marianne hatten sie viel gebraucht.

Denn auch Marianne stand dem wirklichen Leben mit all seinen Sorgen und Härten so wehrlos gegenüber, wie er selbst. Vielleicht hatte sie deshalb so oft Schiffbruch erlitten; vielleicht kam das gegen ihre eigenartige Begabung nie recht zur Geltung. Sie entzückte als Schauspielerin so oft das Publikum momentan. Riß hin. Wuchs weit hinaus über ihre Partner. Aber sie hielt sich doch nirgends. Immer wieder zerflatterte alles Errungene.

Aber Marianne grämte sich nicht darum. Ihre schönen Hände griffen schon wieder nach anderem, nach neuem. Sie spielte mit dem Leben, wie sie spielte auf der Bühne. Und blieb dabei ein großes Kind, ohne Lebensklugheit, ohne Erfahrung, trotz ihrer neunundzwanzig Jahre.

Vielleicht hätten sie noch lange so nebeneinander fortgelebt, ohne zu innerer Klarheit zu kommen. Aber da kam dieser Sommer, den sie zusammen in einem weltabgeschiedenen Ort verlebten. Marie hatte unausgesetzt zu tun, um das nötigste für alle drei zu besorgen. Sie mußte alle Arbeit allein tun, und dann war sie oft so müde, so abgearbeitet.

Wilhelm Herbert sah noch ihr schmales, blasses Gesicht vor sich. Sie hielt sich auch nicht mehr so stolz wie früher. Ganz zusammengesunken, ganz alt aussehend saß sie oft neben Marianne.

Die aber war die Schönheit, war alles Holde, Liebliche, was das Leben lockend darbietet.

Und dann kamen Tage voll grell er Sonne, voll Wärme, Farbe. Es kamen Abende voll Goldtönen, voll schweren Blumenduftes, voll einer großen Lebensforderung. Und Nächte kamen, dunkel und weich, in denen die Rosen wie große Blutstropfen schimmerten in Mondenlicht; in denen leuchtende Sterne fielen und ein kosender Wind lockend um schwere Blumenhäupter strich.

Das sind die Zeiten, in denen das Verschwiegenste laut wird. In denen alles Unterdrückte sich gewaltsam aufreckt und Macht gewinnt und stärker wird als Menschenwille und Menschenwort.

In einer solchen Nacht hatte er es zuerst gewußt, daß Marianne für ihn die Krone des Lebens sei.

Die große Wahrhaftigkeit seines Wesens trieb ihn zu seiner Frau. Er mochte nicht lügen.

Und da — zum allerersten mal — hatte er es gesehen: Diese Frau war, ja gar nicht so kühl, so zufrieden mit allem, wie er es geglaubt hatte! Diese Frau besaß auch Temperament, Leidenschaft. Und diese Frau liebte ihn weit mehr, als er es je geahnt, denn sie kämpfte um ihn, trotz ihrer stolzen Zurückhaltung. Sie gab ihn nicht auf, ohne alles zu versuchen.

Immer war sie ihm als eine Art von Scheinen erschienen. Als eine Maschine, welche arbeitet und denkt, aber wenig empfindet. Nun sah er sie zornig erbittert, kämpfend. Sie war eben doch nur ein Mensch. Kein Engel. Seltsam: Fast brachte diese Entdeckung sie ihm näher. Aber das half nun nicht mehr.

Und plötzlich ermattete die Frau. Wurde wieder still und verschlossen. Begann neuerlich zu arbeiten, zu sorgen. Leitete selbst die Trennung in eine gute Form. Niemand sollte hier, in der kleinen Universitätsstadt, die Einzelheiten wissen. Sie mochte nicht bemitleidet sein. Doktor Herbert reichte um seine Versetzung ein nach Wien, wo Marianne eben spielte. Nun sollte er in wenigen Tagen reisen.

Marie ging, um nicht wieder zu kommen. Er wußte, daß sie ganz einsam in einem kleinen Hause am Lande lebte. Und wieder ging es ihm eigentümlich: Seit sie fort war, fühlte er es erst so recht, wie sehr er doch an ihr hing. Wie sie ihm überall fehlte.

Es war freilich nicht der Rausch der dunklen Sommernächte, wie bei Marianne. Marie war der helle klare Tag. Marianne war der goldene Tag. Marie die Wirklichkeit.

Der einsame Mann stand lah am. Hatte es nicht geläutet? Wer sollte jetzt noch zu ihm kommen? Seine wenigen Freunde hatte er schon abschiednehmend gesehen.

Wieder flog der schrille Klingelton durch die Stille.

Er ging mit schweren Schritten, um zu öffnen. Ihm war's, als wisse er es genau: Was da jetzt herankam an ihn, das war das Schicksal. Beinahe zögerte er, den Riegel herumzuschieben. Und als er es dennoch tat und die Tür sich langsam öffnete, trat er fast unwillkürlich einen Schritt zurück in das fahle Herbstdämmerlicht des Vorflurs.

„Marie!" sagte er überwältigt.

Was wollte sie noch einmal hier? Weshalb kam sie?

Die Frau stand eine Sekunde lang zögernd auf der Schwelle. Dann trat sie ein. Und trotz des unsicheren Lichtes sah er es: sie war ganz weiß im Gesicht; die Ruhe dieser Züge war erheuchelt. Dahinter zuckte etwas und arbeitete in dem stillen Antlitz, daß die Lippen bebten und die Zähne leicht aufeinanderschlugen.

Dann standen sie sich gegenüber in seinem Zimmer zwischen Koffern und Körben. Blicklos sah die Frau darüber hin. Sie suchte sichtlich nach einem ersten Wort und fand es nicht.

„Marie", sagte der Mann gequält. „Hab' Erbarmen! Sprich rasch!" Da zog sie einen Brief aus der Tasche. Trotz des Halblichtes erkannte er Mariannens kritzelige Handschrift. Und ein feiner Duft ging aus von dem starken, gelblichen Blatt. Den kannte er. Der hatte ihn oft berauscht.

„Ja —" sagte Marie Herbert mit ihrer weichen, dunklen Stimme — „Das ist nun alles so schwer zu sagen. Marianne hat mir geschrieben. Aber im Grunde gehört der Brief dir. Sie hat sich wohl nur nicht recht getraut, dir das so — so geradeaus — zu schreiben —"

„Mir?"

Unklar dachte er, daß Marianne überhaupt stets nur selten geschrieben hatte; daß die kurzen Zettelchen der letzten Zeit sehr flüchtig waren, sehr knapp. Aber das war wohl ihre Art.

Mechanisch griff er nach dem Papier und ging damit zum Fenster. Ein letzter Strahl der Sonne brach eben durch das ziehende Gewölk. Der Strahl fiel auf die wenigen Zeilen.

„Liebe, getreue Marie! Ich bitte Dich um Gotteswillen, hilf Du mir, wie Du mir ja so oft geholfen in Deiner Güte! Hilf mir, daß ich frei werde! Frei von dieser Liebe, die Wilhelm und mich aneinanderfesselte. Ich kann ja doch nie seine Frau werden, denn ich tauge nicht zur Frau. Und das geht doch nicht! Eben war mein Agent da. Er rät mir dringend ab, mich zu binden. Ist entzückt über die eigenartige Entwicklung meines Talentes. Will mich nach Amerika bringen. Nein; Wird mich nach Amerika bringen, denn — Marie — ich habe den Vertrag schon unterzeichnet. Er sagt, in Amerika werde ich ein Star, eine Größe. Werde bewundert sein, berühmt, beneidet.

Marie, ich bin nur ein Mensch, mit Fehlern und Schwächen! Ich habe geirrt, als ich glaubte, die Liebe zu Wilhelm sei das stärkste in meinem Leben. Sie war auch nur ein Erleben, um in meiner Kunst zu wachsen. Und nun liegt das hinter mir.

Sage Du ihm alles. Bleibe Du bei ihm. Er braucht Dich. Und wenn Ihr an mich denkt, tut es nicht zu Bösen —"

Marie Herbert stand immer noch inmitten des dunkel werdenden Raumes. Stand und horchte. Der Mann, der dort am Fenster lehnte, was so still. Er hatte sein Gesicht abgekehrt und seine Schultern bebten. Weinte er?

Sie hörte ihn nicht. Ging auf leisen Schritten hin und her. Schob die Koffer sachte in einen Winkel. Bereitete mit ein paar Handgriffen eine behagliche Ecke. Setzte den Samowar auf das Feuerchen und stellte ein paar Teller zurecht mit Speisen, die sie noch vorzand vom Mittagessen her, welches ihm die Hausmeisterin gebracht. Dann entzündete sie die Lampe.

Der kleine Kessel begann zu singen. Ein Hauch von Behagen strömte durch den kahlen Raum.

Der Mann sah sich um. Ganz verstört schien er. Wie ein müdes Kind kam er langsam heran. Dann reckte er sich plötzlich höher. Etwas Strenges kam in sein Gesicht.

Sie kannte diesen Zug: das war der beleidigte Stolz, der wach wurde. Er war ja stets empfindlich gewesen, etwas hochmütig ...

„Was — was soll nun werden, Marie?" fragte er schwerfällig.

Sie sah ihn offen an. Und vermochte es nicht ganz, eine jähe, starke Freude zu verbergen.

„Willst du, daß ich wieder dableibe?" sagte sie leise.

Er setzte sich auf das kleine Sofa, dicht um sich. Ja: Nun plötzlich hatte er wieder ein Heim. War er wieder zu Hause.

Da legte er beide Arme über den Tisch und den Kopf darauf. Marie sollte es nicht sehen, was er dachte. Sie hatte so scharfe Augen.

Aber sie verstand ihn völlig. Und ohne ein Wort, strich sie ganz leise über sein graues Haar.

— Teure Liebe. — Frau: „Sie sind mit Ihrem Lohne unzufrieden und haben doch bei der Frau Rätin auch nicht mehr gehabt!"

Magd: „Jawohl — da hab' ich auch nur alle Arbeit getan — Sie verlangen aber, dazu noch Liebe zu Kindern, und die wird überall extra berechnet!"

— Auch ein Beitrag. Herr: „Ich sammle für das Trinkerheim und möchte Sie bitten ..."

Frau: „Gewiß, wenn Sie meinen Mann irgendwo finden, so nehmen Sie ihn nur gleich mit — zu Hause ist er nicht!"

Verschiedene Gefühle.

Dame (für sich): „Was dieser impertinente Mensch mich fortwährend begafft! Den will ich mal recht verächtlich von oben herab ansehen."

Herr (für sich): „Was diese kitzelige Dame mir Blicke zuwirft! Habe sicher kolossalen Effekt gemacht!"